# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 13. 6. 1937 | Nr. 24


## Stephan Ludwig Roth.

### Ein Märtyrer des Auslanddeutschtums.

**Von Heinrich Zillich.**

Wir freuen uns, unseren Lesern hier einen ausgezeichneten kulturpolitischen und volkspolitischen Aufsatz des bekannten auslanddeutschen Dichters Heinrich Zillich übermitteln zu können, der dem Gedenken eines der noch viel zu wenig bekannten Märtyrer des Auslanddeutschtums gewidmet ist. Heinrich Zillich wurde soeben für seine dichterische Leistung mit dem Dichterpreis der Stadt Berlin und dem auslanddeutschen Preis der Stadt Stuttgart ausgezeichnet.

Vor dem ungarischen Revolutionsgericht in Klausenburg stand am 11. Mai 1849 ein siebenbürgischer deutscher Pfarrer, weil er auf Anordnung des im Lande rechtmäßig kommandierenden Generals Puchner einige deutsche leibeigene Dörfer in das selbständige und freie deutsche Gebiet einbezogen und vor plündernden Horden gerettet hatte. Das Gericht der Empörer verurteilte ihn zum Tode. Drei Stunden später wurde Stephan Ludwig Roth auf der Zitadelle erschossen. Er litt den Tod mit einer Größe, die im Briefe eines Augenzeugen bis in die Einzelheiten überliefert ist, und die den Offizier, der die Erschießung leitete, so stark erschütterte, daß er vorsprang und rief: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!" Am lautersten wirkte sie sich in einem Schreiben aus, das Roth in der kurzen Frist vor dem Tode für seine Kinder verfaßte. Er, den dieser Urteilsspruch überrascht hatte, ordnete besonnen sein Hauswesen, trug noch hier in der Gewalt der Ungarn Sorge für ein von ihm aufgenommenes ungarisches Findelkind und rechtfertigte in einigen großen Sätzen sein Leben vor seiner Nation.

Stephan Ludwig Roth starb wie er gelebt hatte, ebenso aufrecht, wie er Tage vorher eine Fluchtgelegenheit ausgeschlagen hatte. Er starb nicht eigentlich an den Folgen seiner politischen Taten, er starb an seiner Artung. Er war eine der schöpferischen und tragischen Gestalten, die in eine Zeit hineingeboren werden, die ihnen alles versagt und schuldig bleibt.

Die wirklich alten auslanddeutschen Siedlungen sind durch ständige Notwehr gegen die umwohnenden Völker in Lebensform und Haltung ein wenig starr und zäh. Die unabänderliche Kampfstellung nach außen führt sie leicht dazu, sich nach der geistigen und moralischen Mitte zu orientieren, was in allgemein unfruchtbaren und trägen Zeiten, wie um 1830—1845, ein recht spießbürgerliches Richtungkmaß war, das der nationalen Widerstandskraft des Stammes auf die Dauer den inneren Samenkern abgetötet hätte. Stephan Ludwig Roths schicksalhafte Sendung war es, die schöpferischen Kräfte aufzufrischen, im geistigen und ethischen Sinn ein hohes Postulat vorzuleben, an dem sich sein Volk zum Besseren entscheiden sollte. Nun entscheidet sich ein Volk in geistigen Dingen recht selten sichtbar. Auch ist die Wirkung eines großen Mannes nicht immer faßbar, und Roths Einfluß war es nur im engen Kreise einiger Freunde. Erst knapp von seinem Tode begann ihn auch die Menge richtig zu sehen, so daß er im Grunde von Anfang bis zum Ende einen erfolglosen, verspotteten Wandel führte, der sprichwörtliche Prophet im Vaterlande war, über den sich die Wohlzufriedenheit überlegen dünkte. Das wäre wohl zu ertragen gewesen, wenn es ihn nicht in hundert fruchtbaren Arbeiten gehindert hätte. Er scheiterte immer wieder an seinen Landsleuten. Daß er schließlich durch die Ungarn erschossen wurde, läßt sein Schicksal noch dunkler erscheinen. Diese Revolutionäre, gegen die damals die Deutschen Siebenbürgens kämpften, wußten sehr wohl, daß Roth die Seele einer viel gefährlicheren Gegenwehr sein konnte, als es der Waffenstreit war. Er mußte fallen, weil er der stärkste Führer des Landes war, und er fiel, noch ehe sein Volk ihn auf den führenden Posten gestellt hatte.

Die gleiche hoffnungslose Tragik bestimmt das ganze Leben dieses größten Volkserziehers der Siebenbürger Sachsen. Mit welcher Jünglingszuversicht begann sein Leben, als er nach Tübingen zum Studium reiste und auf der langen Fahrt ein schönes Tagebuch schrieb, dessen Seiten nicht nur einen Dichter verraten, sondern auch schon den späteren Politiker. Philosophie und Theologie wurden ihm bald langweilig, unlebendig und erdacht. Mit einem Satz rettete er sich nach Iferten zu Pestalozzi, kaum daß er etwas von ihm gelesen hatte. Sein pädagogischer Wesenskern war durch den berühmten Erzieher angerührt worden; er schlägt alle glänzenden Möglichkeiten zu Reisen und anderen Studienorten, die ihm sein Vater in Aussicht stellt, aus und geht zu Pestalozzi. Hier, an der berühmten Schule, wo er bald eine ehrenvolle Rolle spielt, schreibt er ein Werk über den Sprachunterricht, das Pestalozzi ins Französische und Englische übersetzen läßt. Damit beginnt die Reihe erzieherischer Pläne, von denen er nicht mehr abläßt. Er bezieht sie — und dies ist ein deutlicher Charakterzug an vielen Siebenbürger Sachsen — sofort auf sein Volk. So entwirft er schon hier mit 24 Jahren einen Plan zu einem Landerziehungsheim für Lehrer in Siebenbürgen, das damals ein elendes Schulwesen hatte. Er legte seine Pläne, nachdem er inzwischen in Tübingen mit der ihn kennzeichnenden Arbeit „Das Wesen des Staates als eine Erziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen" promoviert hat, bei hohen Behörden in Wien vor und wird abgelehnt. In der Heimat, wo er das gleiche versucht, verlacht man ihn. Er opfert einen Teil seines Erbes, kauft selbst den Grund für die Anstalt an, die bis zum letzten Tropfen Milch errechnet war, scheitert aber am Widerstand und an der Teilnahmslosigkeit der maßgebenden Kreise und muß sich schließlich zu der üblichen theologischen Laufbahn in Siebenbürgen verstehen, erst Gymnasiallehrer, dann Pfarrer werden. Der Pfarrerberuf, den er auf den Dörfern mehr als zwanzig Jahre ausübt, ist denn auch, obgleich er für ihn das Scheitern eines zu anderer Wirksamkeit berufenen Lebens bedeutet, in kleinem Umfang der Posten, der seinen Anlagen entspricht. In dem vielfältigen Wirkungskreis der noch durchaus herrenhaften Position eines siebenbürgischen Landpfarrers war im Kleinen tatsächlich alles zu einer Tätigkeit gegeben, die man in einem nicht alltäglichen Sinne politisch nennen kann. Roth war ein solcher Politiker, ein Mann der Gemeinschaft, und zwar bis in jene Tiefe, wo Gemeinschaft ihren lebendigen und sinnhaften Inhalt empfängt, bis in die religiöse, bis in die ethische hinein. Er war also ein guter Pfarrer und Seelenhirt, wie es seine wundervollen Predigten, die mitunter große Gedichte sind, verraten. Freilich, der Umkreis war klein. Sein Leben eingeengt in ein Dorf, drängte stets aufs neue ins Weite. Er verzweifelte in manchen Stunden an seiner Lage, wenn er vom Häckerlingsfressen sprach, das sein Dasein sei; niemals aber finden wir einen vergrämten und verbitterten Zug in seinem Denken und Schreiben.

In seiner Abgeschiedenheit entstanden nun seine Schriften, deren Titel schon anzeigen, mit welcher Sicherheit dieser Pfarrer die wesentlichen Fragen seines Landes anpackte und erkannte. Er war kein sozialer Schriftsteller, wie wir uns heute einen solchen vorstellen, ein Mann, der Tatsachen des Lebens am nutzbringendsten zu betrachten und beeinflussen lehrt. Natürlich war er sachlich, aber in jeder Zeile klingt wahrhaft untergründig in einer volkstümlich starken und gesättigten Sprache ein über das Stoffliche hinweisender und es ins Bedeutsame hebender Geist an. Wie er gleich allen aus dem Volkstümlichen schaffenden und sprechenden Dichtern in seiner Sprache Bild, Anschauung und Gleichnisse immer wieder einfach, aber unbedingt sicher fügt, so klingt bei ihm auch der ganze Urgrund mit, worauf selbst die gewöhnlichsten Tatsachen des Lebens stehen. Er dichtet seine sozialen Schriften. Man könnte seine Schriften auch moralische Abhandlungen nennen, wenn der Ausdruck nicht irreführend wäre und der sachliche Inhalt nicht so eindeutig praktisch, aber daß wir seine Bücher heute mit größtem Nutzen lesen können, liegt an ihrem überzeitlichen und menschlichen Gehalt. Wenn dieser Wert fehlen würde, was ginge uns ein Buch „Die Zünfte" an, mögen wir auch mit Staunen darin manchen Gedanken ständischen Zusammenschlusses finden, der heute noch nicht veraltet ist. Im „Geldmangel" ist eine ganze Weisheit der Geldwirtschaft geborgen, obgleich Roths Geldtherorien teilweise überholt sind. „Der Sprachkampf" vollends ist ein Buch von sprühender Aktualität, es behandelt das Thema der nationalen Minderheiten zu einer Zeit, wo die Entnationalisierungspolitik noch lange nicht so verbreitet war wie etwa 40 Jahre später. Mit scharfem Blick erkennt er die Gefahren der Demokratie und ihr Umschlagen ins Gegenteil dort, wo sie sich auf gleichnationale Massen stützt, die mit anderen an Zahl geringeren Nationen zusammenleben. Sein Buch ist eine **Ethik der Minderheitenfrage**

## „Schön ist der Sommer!"

Von Will Vesper.

Wie ich dir zur Seite schreite
hör ich Reim und Klang im Ohr,
sing mir innen selber vor,
leise singt die Welt die weite:
„Schön ist der Sommer!"

Flutend in dem Morgenwinde
fließen Wiese, Korn und Wald
übern Hügel. Hoch geballt
steht am Berg uralte Linde.
„Schön ist der Sommer!"

Abwärts steigen Ackerraine,
golden Kiefern schwarz bergauf.
Zwischen Weg und Bacheslauf
trauern alte Mythensteine.
„Schön ist der Sommer!"

Unsere Herzen und die Schwalben
folgen jedes Windes Drang,
und ein Lerchenlobgesang
hängt im Himmel allenthalben.
„Schön ist der Sommer!"

Morgen, Mittag, Abendstunde
tönen silbern wie ein Lied.
Sagengrauer Nebel zieht
nächtens überm Wiesengrunde.
„Schön ist der Sommer!"

Wie wir durch den Tag geschritten,
nun entschlummernd Mund an Mund.
Fensterkreuz und Himmelsgrund.
Silbern schwankt ein Stern inmitten!
„Schön ist der Sommer!"

und ein klarer Leitfaden zu ihrer Lösung. Er hat auch deutlich das rumänische Problem in Siebenbürgen erkannt, während es seinen Zeitgenossen noch kaum sichtbar wurde.

Roths gesammelte Briefe und Schriften gibt zurzeit in Verbindung mit einem siebenbürgischen Verlag Dr. Otto Folberth bei de Gruyter, Berlin, in mehreren Bänden zum ersten Mal vollständig heraus. Die Briefe sind bis in die letzte Zeile gefüllt mit dem eingreifenden gestaltenden Schwung dieses Menschen, den es zur Publizität aus innerer Leidenschaft drängte, dem sie ein von ihm zu vollem Leben erweckter Ersatz für die Tat war, zu der es ihn noch mehr trieb. In fast allen Fragen seiner Umgebung war Roth ein Wortführer, zu allen wußte er eine neue wegweisende Antwort. Viele Pläne, derentwegen er oft verhöhnt wurde, sind erst lange nach ihm ausgeführt worden. Er, den man „Pestalozzi" schimpfte, weil er unablässig zu allen Schulfragen Stellung nahm, versuchte später eine Kolonisation von Schwaben in Siebenbürgen durchzuführen und brachte auch einige hundert von ihnen ins Land. Unter den Gründern des siebenbürgisch-deutschen Landwirtschaftsvereins, der bis heute eine der stärksten deutschen Organisation im Osten ist, war auch er, und der Jugendbund ist seine eigenste Leistung.

Andere Pläne, wie die Gründung einer Lehrerzeitschrift, konnte er nicht ausführen. Das Tragische seines Lebens enthüllt sich auch auf diesem Gebiet. Es war ihm nicht vergönnt, in den vielen von ihm angeregten Forderungen und entworfenen Neuerungen eine führende, im alltäglichen Schaffen leitende Rolle zu spielen, während ein späteres Geschlecht, kühler und wohl auch sachverständiger als seine Zeit, durchführte, was durch ihn allerdings mit dem lebendigen Odem der einzigartigen Persönlichkeit erfüllt worden wäre.

Die Zeit verstand ihn nicht. Erst wenige Monate vor seinem Ende, als die Revolution das alte sächsische, schon etwas dumpf gewordene Volksgefüge zu erschüttern drohte, fand man instinktsicher zu ihm. Er tritt in den Vordergrund als Jugendführer und Politiker und stirbt leider allzu früh, auch hier durch Kräfte, über die er nicht gebieten konnte, an einer vollen Wirksamkeit verhindert. Die läuternde und erzieherische Aufgabe, die er sich aus Drang und Wissen in früher Jugend schon gestellt hatte, war seiner Zeit vorausgeeilt. Er erlebte das Schicksal vieler großer Deutschen, verkannt zu werden. Erst durch den Heldenmut seiner letzten Stunde ging er in das Bewußtsein seines Volkes ein.

# Anlage, Verwaltung und Bewirtschaftung eines Ordenshauses.

Zu diesem Thema sprach im Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst in Thorn sein Ehrenmitglied, Professor i. R. Semrau aus Elbing, der bis zur politischen Neugestaltung jahrzehntelang am hiesigen Staatsgymnasium gewirkt hat und sich als Altmeister der Thorner Geschichtsschreibung großer Wertschätzung erfreut. Einen Auszug seiner Ausführungen lassen wir hier folgen:

Der Redner führte einleitend aus, daß die landläufige Vorstellung, den Ordensrittern habe als Hauptaufgabe allein die Pflicht obgelegen, das Ordensgebiet zu schützen, einer starken Berichtigung bedürfe. Zu Kriegszeiten wäre das zutreffend gewesen, aber es sei das immer nur eine Seite ihrer vielgestaltigen Aufgabe gewesen. Denn daneben sei den Rittern die Ausübung einer umfangreichen, zusammenfassenden und mustergiltigen Bewirtschaftung der Ordenshäuser samt ihren Gebieten, sowie einer einsichtsvollen Verwaltung des ganzen Landes zugefallen. Entsprechend diesen so sehr weit gedehnten Arbeitszielen seien die Burgen angelegt worden. Keines dieser „Häuser" ist wie aus einem Guß entstanden. Bis zur Vollendung eines solchen Baues habe es einer Bauzeit von vielen Jahrzehnten bedurft, und auch nach ihrer ersten Fertigstellung seien, entsprechend der im Laufe der Zeit sich ergebenden weiteren Aufgaben und der einsetzenden Arbeitsteilung in der Bewirtschaftung, wieder neue Bauten den alten zugefügt worden, so daß gewissermaßen die ganze Anlage zu einer Burg förmlich aus der Zeit heraus „gewachsen" wäre. Etwas Ähnliches wäre z. B. auch bei dem Thorner Rathaus zu beobachten: dieses so wuchtig wirkende Bauwerk, das im ganzen Osten seinesgleichen nicht hat, ist ursprünglich aus sieben einzelnen Baulichkeiten im Laufe eines Jahrhunderts zu dem sich heute als einheitlich präsentierenden Bau geworden, und ähnlich liegen weiter die Verhältnisse auch bei den drei hiesigen alten Kirchen. Es habe bei diesen im Laufe späterer Zeiten dem schlichten Bürgersinn nicht mehr das Chorhaus als der älteste Teil der Kirche neben dem ursprünglich einschiffigen Gemeindehaus genügt, sondern es wurden später diesem letzteren beiderseits die weit ausladenden Kapellen hinzugefügt, so daß heute diese gewaltigen Kirchengebäude sich in einer ganz anderen Form zeigen, als sie ursprünglich geplant gewesen seien.

Das Kernwerk eines Ordenshauses oder Burg war gewöhnlich ein mehr oder weniger regelmäßig viereckiger Bau mit dem Kapitelsaal, dem Remter und der Kapelle. Dazu kamen dann Schlafkammern, Gastkammern und zahlreiche andere Räume, wie sie eben zur Abwicklung der Tagesgeschäfte des ganzen Hauses mit den Rittern, Junkern und Knechten erforderlich waren. Häufig lagen die einzelnen Baulichkeiten um einen gemeinsamen Hof gruppiert, in dem ein meist sehr tiefer Ziehbrunnen zu finden war. Die heute übliche Einteilung der Baulichkeiten eines Ordenshauses oder einer Burg in Vorschloß, Haupthaus und die Schloßfreiheit — so hier in Thorn — oder wie bei der Marienburg in Hauptschloß, Mittelschloß, Vorburg, Niedere Burg und Vorschloß, ist den Rittern selbst unbekannt gewesen. Es stellt sich die Einführung dieser Einteilung und Bezeichnung der einzelnen Baulichkeiten als eine aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen geschaffene Benennung dar, die auf den genialen Schloßbaumeister Steinbrecht, den Wiederhersteller der Marienburg, zurückgeht. Zahlreich waren auch die verschiedenen Speicher und Werkstätten, die besonderen Zwecken dienten und die von dienstbaren Leuten, Werkmeistern und ihren Gesellen, verwaltet wurden. Fabriken oder fabrikähnliche Betriebe, die für die Herrschaft oder Bürgerschaft bezw. Landbevölkerung gearbeitet und die benötigten Geräte und Waren angefertigt hätten, gab es damals natürlich nicht. Alles, was an solchen Sachen benötigt wurde, war solide Handarbeit, für deren Güte der betreffende Meister einzustehen hatte.

Für die Thorner Burg sind als solche Werkstätten u. a. eine Sattlerei, eine Schuhmacherei, ein Gerbhaus, in deren unmittelbarer Nähe die Lohmühle stand, und die anderen Mühlen bekannt. Daß hier in Thorn heute noch die Namen zweier Straßen (die Große und die Kleine Gerberstraße — Wielkie Garbary und Małe Garbary) an jene Zeiten und Verhältnisse erinnern, sei nur nebenbei bemerkt, wie ja eigentlich die ganze Neustadt Thorn mehr oder weniger eine Handwerkersiedlung war, deren Bewohner, ganz im Gegensatz zu denen der Altstadt Thorn, den Ordensherren untertänig waren. Außerdem gab es hier in Thorn einen Holzhof vor dem Holztor; beide lagen nahe der Jakobskirche, aber außerhalb der Stadt. Ihr Vorhandensein beweist, welche Bedeutung schon damals die Weichsel mit der Holzflößerei für unsere Stadt gehabt haben muß. Dazu kamen ferner, in der Burg gelegen, ein Back- und ein Brauhaus, eine Schmiede und noch verschiedene andere Werkstätten. Alle waren mit besonderen Meistern versehen. Die wichtigsten dieser Werkstätten gab es natürlich auch in allen anderen Ordenshäusern. Hingegen gab es auch wieder einige Gewerbe, die nicht in allen Ordenshäusern zu finden waren. Dahin gehört z. B. für das Hauptschloß in Marienburg allein das Schnitzhaus am dortigen Schnitztor, woselbst die Brustwehren (Armbrust, Bogen) und die dazu erforderliche Zahl von Pfeilen geschnitzt wurden; es bestand also doch schon eine Art Arbeitsteilung, ein Spezialistentum.

Für Thorn besonders erwähnenswert wären u. a. noch die Weinkeller, und zwar gab es neben einem Weinkeller für die Herren, d. h. die Ritter, noch einen davon gesondert liegenden „Kindelkeller", also einen besonderen Weinkeller für die Junker. Gerade hier in Thorn wurde ein sehr ausgedehnter Weinbau betrieben, den nicht nur der Orden auf seinem Weinberg — so heißt heute noch die Gegend am hohen Weichselufer, hart westlich der Jakobsvorstadt — pflegte, sondern es haben anscheinend sich auch weite Kreise der Bürgerschaft mit Weinbau und Weinkelterei befaßt, so daß damals hier die überraschend große Zahl von 30 Weingärten festgestellt worden ist. Für uns Thorner ist recht schmeichelhaft zu hören, daß der einzige Weingarten, der bei der Stadt Elbing nachweisbar, von einem Johann von Thorn angelegt worden ist.

Sehr eingehend besprach der Vortragende dann noch die sanitäre Anlage in den Burgen, wie sich dieselbe in den bekannten Danskern präsentiert; außer in Thorn sind dieselben noch besonders gut erhalten in Marienwerder und in der Marienburg.

Und wie es sich für jede andere ordnungsmäßige Bewirtschaftung gehört, so geschah es auch in den Ordenshäusern: kam ein neuer Herr — Komtur — ins Amt, so erfolgte eine gewissenhafte Übergabe des gesamten Inventars unter genauer Aufzeichnung des Bestandes. Solche Verzeichnisse sind vereinzelt bis auf die heutige Zeit erhalten geblieben und ermöglichen es, uns an Hand derselben ein Bild von der Wirtschaftsweise in den Ordenshäusern zu machen. Dabei erfahren wir auch manches Interessante. Allgemein z. B. ist bekannt, daß der Orden nur männliche Personen in seine Dienste nahm. Und doch wurde in dieser Hinsicht eine Ausnahme gemacht bei den Viehhöfen. Zu deren besseren Bewirtschaftung wurde eine sogenannte Viehmutter nebst einer genügenden Anzahl von Mägden gehalten.

Für die Durchführung einer guten Verwaltung war das Land in Komtureien eingeteilt. Dabei fällt auf, daß im Kulmer Lande die Zahl der Komtureien verhältnismäßig viel größer ist als in den anderen Teilen des Ordenslandes. Dieser Unterschied in der Verwaltungsgliederung in den großen Komtureigebieten von Pomesanien, Christburg, Elbing z. B. wurde dadurch ausgeglichen, daß in denselben die Komturei in mehrere Kammerämter mit gesonderter Verwaltung aufgeteilt war. An der Spitze der Komturei stand der Komtur, ihm zur Seite der Hauskomtur, und je nach der Größe des zu verwaltenden Gebietes oder der besonderen Eigenart desselben kamen dazu noch ein oder mehrere Gehilfen, sogenannte Kumpane, Mitregenten, denen für die einzelnen Höfe bezw. für die einzelnen Zweige der Verwaltung sogenannte Meister nachgeordnet waren. So gab es in einzelnen Gebieten Waldmeister, Fischmeister, in anderen wiederum Glockenmeister und noch verschiedene andere Meister.

Sehr energisch trat der Vortragende der weit verbreiteten Annahme entgegen, als habe der Orden bei seinen Kämpfen um die Eroberung des Landes die Eingeborenen mit Stumpf und Stiel bis auf den Grund ausgerottet. Das ist keineswegs der Fall gewesen. Es hätte ja für den Orden Selbstmord bedeutet, wenn er wirklich in der bezeichneten Weise vorgegangen wäre. Sobald die Urbevölkerung in einem Striche bezwungen worden war, d. h. sobald die Urbewohner das Christentum angenommen und der Ordensherrschaft ergeben waren, habe der neue Landesherr sich der Menschen in vorbildlicher Weise angenommen und für sie in väterlicher Weise gesorgt, wie für die anderen Bewohner, d. h. für die aus Deutschland Zugewanderten. Er habe ihnen den erforderlichen Landbesitz belassen, habe das Dienst- und Lehnswesen, wie auch das Scharwerk, die Zins- und Abgabenpflicht und Heeresfolge geordnet. Dabei wären die der Ordensherrschaft ergebenen Preußen in Witinge, in Preußische Könige und in Freie aufgeteilt worden. Der Sinn des Wortes Witinge ist bis heute noch nicht aufgehellt worden. Aber mehr als merkwürdig ist, daß schon vor dem XIV. Jahrhundert in diesem Gebiet von „Preußischen Königen" gesprochen wird, gut 400 Jahre, bevor 1701 in Königsberg wirklich ein Hohenzollernfürst zum ersten preußischen König gekrönt wurde!

# Die Ehe bei den Germanen.

## Aus der „Germania" des Tacitus.

Die Ehe wird streng gehalten: kein Teil ihrer Sitten verdient mehr Lob.

*

Nicht soll die Frau glauben, sie stehe außerhalb des Gedankenkreises des Mannes, seiner Aufgaben und des wechselnden Glücks der Schlachten, darum wird sie durch feierliche Wahrzeichen beim Eintritt in die Ehe daran erinnert, daß sie als Kameradin in Not und Tod kommt, um in Krieg und Frieden dasselbe Schicksal zu tragen und dasselbe zu wagen.

*

In den Frauen lebt nach der Germanen Meinung sogar etwas Heiliges und Prophetisches, und darum wird ihr Rat oder Bescheid nicht verschmäht oder mißachtet.

*

Ehebruch ist höchst selten. Die Strafe hierfür tritt sofort ein und untersteht dem Manne. Mit abgeschnittenen Haaren, nackt, so jagt sie der Mann vor den Augen der Verwandten aus dem Hause und treibt sie mit Rutenschlägen durch das ganze Dorf. Wer seine Keuschheit preisgegeben, der findet keine Verzeihung. Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum vermag einer solchen Frau einen neuen Gatten zu gewinnen. Denn bei den Germanen lacht niemand über das Laster, und nicht sagt man, es sei der Lauf der Welt, zu verführen oder sich verführen zu lassen.

*

Die Kinderzahl einzuschränken oder einen Nachgeborenen zu töten, gilt als gemeines Verbrechen, und mehr vermögen in Germanien gute Sitten als anderswo gute Gesetze.

*

In dem Hause aller Stände wachsen die Kinder mangelhaft und ärmlich bekleidet zu solchem Gliederbau und solcher Riesengröße heran, wie sie unser Erstaunen erregen. Jede Mutter nährt ihre Kinder an ihrer eigenen Brust, nicht weist man die Kinder fremden Mägden oder Ammen zu. Unterschied und Feinheit in der Erziehung gibt es nicht: der Sohn des Herrn und der Sohn des Knechtes verbringen zwischen denselben Haustieren auf derselben bloßen Erde ihre Jugend, bis die Waffenfähigkeit den Freigeborenen vom Knecht trennt, seine mannhafte Kraft ihm die Anerkennung verschafft.

*

Erst spät genießt der Jüngling der Liebe Freuden, unerschöpflich ist deshalb seine Manneskraft. Auch mit der Verheiratung der Jungfrauen eilt man nicht: hier ist dieselbe Jugendfrische, ähnlich sind sie den Jünglingen auch in der Schlankheit ihres Wuchses. Einander ebenbürtig an Stärke, treten sie in die Ehe, und im Kinde spiegelt sich dann der Eltern Kraft.

# Nordgermanien — Gipfel der Bronzekultur.

Von Bergrat a. D. W. Hammer-Halle/Saale.

Bekanntlich ist Bronze eine Legierung von Kupfer und Zinn. Die eigentliche Bronzezeit begann etwa in der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends vor Christo; der älteste Fund stammt etwa aus dem Jahre 3700. Am längsten und am besten erforscht ist der vorgeschichtliche Kupferbergbau in Österreich, besonders in den Salzburger Alpen am Mitterberg und in Tirol. Wo die Lagerungsverhältnisse es erlaubten, wurde Tagebau betrieben. Bei der Mehrzahl der Salzburger und Tiroler Kupferbergwerke handelt es sich vor allem um die Ausbeutung von Kupferkiesgängen daneben auch von Kupferpfahlerz, Kupferlasur und Malachit.

Zur Hereingewinnung des Gesteins und beim Vortrieb der Strecken wurde Feuersetzen angewandt: Man zündete auf dem abgebauten Gestein einen Holzstoß an, dessen Hitze die Partien lockerte. Diese Wirkung wird noch durch nachträgliches Übergießen des erhitzten Gesteins mit Wasser erhöht. Die Feuersetzung verursachte auch in den nicht unmittelbar vom Feuer betroffenen Gestein Spalten und Risse. Zum Losbrechen dieser Partien dienten Holzkeile und schlanke vierkantig-pyramidenförmige Bronzepickel. Die Zerkleinerung zur ersten Sondierung des tauben Gesteins vom Erz geschah noch in der Grube mit ziemlich schweren Bronzeschlegeln. Die alten Kupfererzbergwerke in Tirol haben in ihren Schächten und Stollen zahlreiche Funde geliefert, die uns Geräte verschiedenster Art vorführen, so eine Schöpfkelle, Näpfe, Teile von Holzgeschirren, einen Maßstab aus Holz, Keramikreste, Leuchtspäne als Überbleibsel der Feuersetzung, verschiedene Zimmerhölzer, Keile aus Eichenholz, Unterlagsplatten und Klopfsteine aus Granit und Gneis, ein Lederbeutel usw.

Die Kupfererze wurden auf den sogenannten Scheideplätzen weiter vom tauben Gestein gereinigt. Darauf zerkleinerte man die Stücke auf Unterlagsplatten mit Steinschlegeln oder Handklopfsteinen. Dieses Material verrieb man auf ebenen Unterlagsplatten, sogenannten Läufen, zu Schlich, der in großen Waschtrögen ausgewaschen wurde. Nach dieser Aufbereitung wurde das Erz in viereckigen Öfen mit starken, feuerfesten, innen mit Lehm verschmierten Wänden verschmolzen. Die oben offenen Öfen hatten unten einen wannenförmig vertieften Boden, den sogenannten Sumpf. Auf das angezündete Feuer wurde abwechselnd je eine Schicht Erz und Holzkohle gelegt. Das hierdurch ausgeschmolzene Kupfer sammelte sich im Sumpf, während die Schlacke entweder durch ein Loch in der Vorderwand des Ofens abgelassen oder in zähem Zustand nach Herausschlagen der Vorderwand mit einem zugespitzten Holzstiel vom Metall abgeschoben wurde. Nach Beendigung des Schmelzprozesses kam der erkaltete Metallgußkuchen aus dem Sumpf heraus. Kupfer war das erste in größerem Umfang zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen und Waffen verwendete Unedelmetall. Aus Deutschland liegen sichere Nachrichten über vorgeschichtlichen Kupferbergbau nicht vor. Aus den besonders im Fichtelgebirge, im Erzgebirge und auch in Schlesien gefundenen alten Schutt- und Schlackenhalden ist jedoch zu schließen, daß dort vorzeitlicher Kupferbergbau getrieben wurde.

Und nun zum Zinn! Es kommt in der Natur hauptsächlich als Zinnstein vor. Die Zinnsteingänge zeichnen sich durch enge Verknüpfung mit Granit aus und sind in diesen als feine Erzadern eingesprengt. Die Zinnstein führenden Lagerstätten höheren geologischen Alters wurden durch die Tätigkeit der Flüsse oder der Meeresbrandung allmählich gleichsam auf natürlichem Wege aufbereitet. Und dann hat der Zinnwäscher einfach einen Graben gezogen, ihn am unteren Ende mit Steinen oder Rasen abgedämmt und hier das Wasser hindurchgeleitet, wobei der schwere Zinnstein auf den Boden sank. Der Damm hatte den doppelten Zweck, ein Fortführen des Erzes durch das heftig strömende Wasser zu hindern und zugleich durch Anstauen des Wassers auf eine kurze Strecke so ruhig zu machen, daß auch die feinsten Zinnteile sanken. In Deutschland kommt für vorgeschichtlichen Zinnbergbau nur das Gebiet des sächsisch-böhmischen Erzgebirges und das Fichtelgebirge in Frage, wie die oft mehrere Kilometer langen sich hier noch befindenden Halden alter Zinnwäschen beweisen.

Das dehnbare, leicht schmelzende, silberglänzende Zinn eignet sich gut für Schmucksachen, aber wegen seiner Weichheit nicht für Werkzeuge und Waffen. Seine besondere Bedeutung für die vorgeschichtliche Technik liegt darin, daß es durch Legieren mit Kupfer ein hervorragend schönes, brauchbares und leicht zu verarbeitendes Material für Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen darstellt. Die frühere Ansicht, daß die Bronze im Orient erfunden wurde, trifft vor allem deshalb nicht zu, weil man dort vergebens nach nennenswerten Erzeugnissen einer Bronzekultur suchte und in der Hauptsache nur Kupfergeräte fand. Wichtiger aber war die Frage, auf welchem Wege die Kenntnis der Bronzeerfindung nach Norden gekommen ist und ob die nordischen Bronzen selbst einheimisch oder eingeführt waren. Die Antwort auf die Frage, wo in Europa die Bronze aufgekommen ist, lautet nunmehr: dort, wo dank dem Vorkommen reicher, leicht abbaufähiger Kupferlagen sich am frühesten eine starke Kupferindustrie entwickelte und wo sich gleichzeitig diesen Kupferlagern ebenso leicht zugängliche Zinnlager zugesellten. Dies war der Fall in Spanien und in Südengland. Von dort aus hat sich die neue Erfindung zuerst nach dem südlichen Mitteleuropa fortgepflanzt und dann auch die übrigen Gebiete Südeuropas und Nordeuropas erreicht. Überall sehen wir neben den einfachsten europäischen Typen, etwa dem Beil, sogleich eine große Zahl einheimischer Typen entstehen. Bei Vergleichung der Bronzekulturen konnte man auch die Kunsthöhe des Stiles der einzelnen Länder bewerten. Mögen wir die bronzezeitliche Metallindustrie Süddeutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Englands und Ostdeutschlands, Österreich-Ungarns und selbst Italiens untersuchen, keine dieser Industrien kann an die nordgermanischen Erzeugnisse heranreichen.